

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. e. n. N a u m a n n ' s Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. Th. Jäkel, Milwaukee, Wis.

18. Jahrg. No. 3.

Milwaukee, Wis., den 1. Oktober 1882.

Lauf. No. 443.

Inhalt. — Herr, wie du führst. — Erntedankfest. — In böser Herberge. — Lasset euch begnügen an dem, das da ist. — Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. — Ignatius von Antiochien. — Zu besserem Verständniß. — Missionsfest. — Synodales. — Todesanzeige. — Einführungen. — Bekanntmachung. — Quittungen.

Herr, wie du führst.

Herr, wie du führst, so will ich gehn
Und dir mich ganz ergeben;
Von dir ist ja zuvor verhehn
Mein ganzes armes Leben.

Vor dir gilt weder groß noch klein,
Du führst der Sterne Reigen,
Das Stäubchen in dem Sonnenschein,
Den Vogel in den Zweigen.

Du hältst auch mich in deiner Hand
Und bist von mir nicht ferne;
Denn ich bin näher dir verwandt,
Als Vogel, Staub und Sterne.

Du leitest mich nach deinem Rath,
Führst mich auf rechter Straße,
Du hilfst, wenn mir ein Unfall naht,
Und züchtigst mich mit Maße.

Dein Wort, das heilige Gnadengut,
Das Kleinod werth und theuer,
Ist auf des Lebens dunkler Fluth
Mir Compas, Maß und Steuer.

Von dir kommt lauter Heil und Licht,
Von dir kommt lauter Segen;
Drum nehm ichs hin und frage nicht,
Was du mir bringst entgegen.

Herr, wie du führst, so will ich gehn
Und dir mich ganz ergeben.
O laß mich einst nur vor dir stehn
Getrost und ohne Neben!

L. Grote.

Erntedankfest.

Im 13. Kapitel des zweiten Buchs Mose lesen wir V. 14—16.: „Dreimal sollt ihr mir Feste halten im Jahr. Nämlich das Fest der ungesäuerten Brote sollst du halten, daß du sieben Tage ungesäuert Brot

esset, wie ich dir geboten habe um die Zeit des Monats Abib; denn in demselben bist du aus Egypten gezogen. Erscheint aber nicht leer vor mir. Und das Fest der ersten Ernte der Früchte, die du auf dem Felde gesäet hast. Und das Fest der Einsammlung im Ausgang des Jahres, wenn du deine Arbeit eingesammelt hast von dem Felde.“ Ferner lesen wir im 23. Kapitel des 3. Buchs Mose V. 34—36.: „Am fünfzehnten Tag dieses siebenten Monats ist das Fest der Laubhütten sieben Tage dem Herrn. Der erste Tag soll heilig heißen, daß ihr zusammen kommet; keine Dienstarbeit sollt ihr thun. Sieben Tage sollt ihr dem Herrn opfern; der achte Tag soll auch heilig heißen, daß ihr zusammen kommet, und sollt einer Opfer dem Herrn thun; denn es ist der Versammlungstag. Keine Dienstarbeit sollt ihr thun.“ Und V. 39—42.: „So sollt ihr nun am fünfzehnten Tage des siebenten Monats, wenn ihr das Einkommen vom Lande eingebracht habt, das Fest des Herrn halten sieben Tage lang. Am ersten Tage ist Sabbath, und am achten Tage ist es auch Sabbath. Und sollt am ersten Tage Früchte nehmen von schönen Bäumen, Palmenzweige und Mairen von dichten Bäumen und Bachweiden, und sieben Tage fröhlich sein vor dem Herrn, eurem Gott. Und sollt also dem Herrn des Jahres das Fest halten sieben Tage. Das soll ein ewiges Recht sein bei euren Nachkommen, daß sie im siebenten Monat also feiern. Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen; wer einheimisch ist in Israel, der soll in Laubhütten wohnen.“ Und im 5. Buch Mose lesen wir Kapitel 16, 13—15.: „Das Fest der Laubhütten sollst du halten sieben Tage, wenn du hast eingesammelt von deiner Tenne und von deiner Kelter; und sollst fröhlich sein auf deinem Fest, du und dein Sohn, deine Tochter, dein Knecht, deine Magd, der Levit, der Fremdling, der Waise und die Wittwe, die in deinem Thore sind. Sieben Tage sollst du dem Herrn, deinem Gott, das Fest halten an der Stätte, die der Herr erwählen wird. Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen in alle deinem Einkommen und in allen Werken deiner Hände; darum sollst du fröhlich sein.“ Nachdem dann im 16. Vers noch einmal die drei Feste zusammengefaßt sind, an denen alles, was männlich war in Israel, vor Gott erscheinen sollte, heißt es zum Schluß. „Es soll aber nicht leer vor dem Herrn erscheinen, ein Jeglicher nach der Gabe seiner Hand, nach dem Segen, den dir der Herr, dein Gott, gegeben hat.“ Nach 4. Mos. 29, 12 ff. sollte sich dies Fest durch den besonderen Reichtum der an demselben dargebrachten Opfer auszeichnen;

es sollten nämlich an den sieben Tagen des Festes zusammen 70 junge Rinder, 14 Widder und 98 Lämmer geopfert werden, nebst den dazu gehörigen Speisopfern und Trankopfern, die auch in entsprechendem Maße dargebracht werden mußten. Das Wohnen in den aus fastigen, üppigen Erzeugnissen des Landes erbauten Hütten sieben Monate nach dem Passahfest sollte in Verbindung mit den reichen Opfergaben das Volk daran erinnern, daß es durch Gottes Huld in den Besitz des verheißenen schönen und reichen Landes und seines Friedens und Segens gelangt sei. Zugleich aber sollte das Laubhüttenfest, wie es zurück wies auf die Verleihung des gesegneten irdischen Kanaan und des Erntesegens in demselben, auch vorwärts weisen und aufwärts zu einer Zeit, wo das gläubige Israel, das in jenen Festtagen seine Wohnungen verließ und in lieblichen Hütten wohnte, auch dies irdische Erbland, in dem seine Väter Pilgrime gewesen waren, verlassen sollte um droben im himmlischen Kanaan, dem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe im Himmel, ewige Hütten zu beziehen, wenn einst Gottes Ernte würde eingeheimst sein in die himmlischen Scheunen. Damit stimmt auch der Umstand, daß das Fest mit einem großen Versammlungstag nach Ablauf der sieben Tage seinen Abschluß finden sollte; denn auch das geistliche Israel soll nach Ablauf der bestimmten Erdenzeit mit dem ewigen Versammlungstag vor Gottes Angesicht zu seiner ewigen freudenreichen Bestimmung gelangen.

Diese gesetzlichen Bestimmungen sind ja allerdings für Israel des Neuen Testaments dahingefallen. Wir sollen uns kein Gewissen machen über bestimmte Feiertage oder Festzeiten. Aber auch wir gehen der Zeit ohne Zeit, der schönen Ewigkeit entgegen, da man nicht mehr wohnen wird in vergänglichen Häusern mit Händen gemacht, sondern in den ewigen Hütten im himmlischen Kanaan, dem ewigen Lande der Verheißung, wo es in Wahrheit heißen wird: „Herr, hier ist gut sein.“ Auch wir genießen, so lange wir hier auf Erden leben, des Segens, den Gott der Herr mit milder Hand auf Acker und Wiesen, auf Wald und Fluren legt nach seiner Verheißung, daß so lange die Erde steht, nicht aufhören soll Sommer und Winter, Saat und Ernte. Auch wir sind Leute, denen der Herr eine Stätte gegeben hat, „da wir wohnen können und Acker besäen und Weinberge pflanzen und jährlich Früchte kriegen.“ Ps. 107, 36—37. Auch wir können sagen zum Herrn: „Du feuchtest die Berge von oben her: du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz

den Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest," Ps. 104, 13. 14. „Du suchest das Land heim und und wässerst es und machest es sehr reich. Gottes Brümlein hat Wassers die Fülle. Du lässest ihr Getreide wohl gerathen, denn also bauest du das Land. Du tränkest seine Furchen und feuchtest sein Gepflügetes; mit Regen machst du es weich und segnest sein Gewächs. Du krönest das Jahr mit deinem Gut und deine Fußstapfen riesen von Fett. Die Acker sind voll Schafe, und die Auen stehen dick mit Korn, und man juchzet und singt," Ps. 65, 10—14. — Sollten wir da nicht auch mit Herz und Mund sprechen: „Ich will den Herren loben allezeit, sein Lob soll immerdar in meiner Munde sein"? Sollte es nicht auch bei uns im Hinblick auf den Erntesegen des Jahres heißen: „danket dem Herrn, denn er ist freundlich; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat: singet um einander dem Herrn mit danken und lobet unsern Gott mit Harfen, der den Himmel mit Wolken bedeckt und Regen giebt auf Erden, der Gras auf Bergen wachsen läßt"? Ja sollte es nicht auch uns wohl anstehen und dem Geber aller guten Gaben wohlgefallen, wenn wir auch einen besonderen Tag der Darbringung unseres Dankes für den Erntesegen des Jahres widmieten?

Unsere lutherischen Väter haben diese Frage beantwortet und einen Tag im Herbst des Jahres zum Erntedankfest bestimmt. Nach der Osnabrücker Kirchenordnung soll der Bartholomäustag zugleich als Erntedankfest gefeiert werden. In anderen Gegenden zog man einen andern Tag vor. Schon seit dem frühen Mittelalter hatte man nämlich bei der Feier des in die dritte Woche des Septembers fallenden Herbstquatembers auf die theils eingebrachte theils noch einzubringende Ernte des Jahres Bezug genommen, wie z. B. in dem alten Gelasianischen Sacramentar die vorgeschriebenen Formulare sich wiederholt auf die eingekorneten Früchte beziehen. An diesen alten Brauch schlossen sich viele lutherische Kirchenordnungen an und statteten entweder, wie die Hildesheimer, die Braunschweiger, die Preussische v. J. 1558 und andere das Michaelisfest als Erntedanktag aus, wobei jedoch die eigentliche Bedeutung des Michaelisfestes als des Festes der seligen Engel nicht auf die Seite geschoben werden, sondern hauptsächlich bleiben sollte; oder man ließ einen der Sonntage um Michaelis als Erntedankfest feiern. Dabei sollte nach Verlesung der Epistel ein öffentliches Erntedankgebet gesprochen werden und nach der Predigt sollte die ganze Gemeinde das Te deum landamus, „Herr Gott, dich loben wir," singen. Nach der Verdenschen Kirchenordnung sollte jährlich vor oder nach Michaelis das Consistorium einen besondern Erntedanktag ausschreiben, der dann von den Gemeinden als solcher gefeiert werden sollte, und die Straßburger Kirchenordnung schreibt vor, daß jährlich nach der Ernte ein Danktag angefest werden sollte, an dem über einen Text, welchen der Predigerconvent zu bestimmen hatte, gepredigt werden mußte.

Als einst in den ersten Jahren der Besiedelung unserer Oststaaten bei den Puritanern zu Plymouth große Dürre herrschte und die Ernte schon fast verloren schien und daher Hungersnoth drohte, versammelten sich die armen Leute und beteten gemeinschaftlich um Regen. Das Gebet wurde erhört und die Ernte war gerettet. Nachdem sie dann glücklich eingebracht war, wurde ein allgemeiner Danktag gefeiert. Derselbe wurde in folgenden Jahren wiederholt und so entstand der jährliche Danktag in den Neu-England-Staaten unseres Landes, der dann auch in anderen Staaten in Aufnahme

kam. Und als während des letzten Bürgerkriegs am Anfang der sechziger Jahre nach einer Zeit trüber Aussichten eine Erntezeit die Hoffnung besserer Tage gebracht hatte, forderte Präsident Lincoln in einer Proclamation das ganze Volk zur Feier eines Danktages auf, und so entstand unser nationaler Danktag, den die Landesregierung seitdem alljährlich ausgeschrieben hat mit einer Aufforderung an das Volk, dem allmächtigen Gott für die irdischen Wohlthaten des seinem Ende sich zuneigenden Jahres den schuldigen Dank darzubringen. Freilich ist die Zeit des jährlichen allgemeinen Danktages für ein Erntedankfest sehr spät gewählt; denn in der letzten Woche des Novembers pflegt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Jahresernte schon aufgezehrt zu sein; die Erntezeit liegt zu weit in der Vergangenheit, ja die Felder sind zum Theil schon wieder für die Ernte des nächsten Jahres bestellt, der Boden birgt schon neue Aussaat, und vielfach hat schon der Winter seine Decke über die neugepflügten und besäten und nunmehr schon in Frost erstarren Fluren gebeitet. So sehr wir darum die Aufforderung der Obrigkeit in Ehren halten und so gern wir derselben nachkommen, so empfiehlt es sich doch sehr, daß in unsern Gemeinden noch ein besonderes Erntedankfest gefeiert werde zu einer Zeit, da die Ernte noch in frischer Erinnerung ist, und wo eine solche Erntedankfestfeier kurz nach Schluß der Haupternte in Brauch ist, soll man sie ja nicht in Wegfall kommen lassen. Da will es sich denn auch gebühren, daß die Festgenossen wie einst Israel im Alten Testament nicht leer vor den Herrn ihren Gott, den Geber des Erntesegens, kommen, sondern daß neben den Opfern der Herzen und Lippen auch die Opfer der Hände dargebracht werden, und zwar nicht nur in dem Maße, wie wir sie jeden Sonntag darbringen, sondern besonders reichlich, wie die Opfer des alttestamentlichen Erntedankfestes das gewöhnliche Maß weit überschritten. Da sollen die Christenleute, die Gott im Leiblichen reichlich gesegnet hat, besonders des geistlichen Ackerfeldes Gottes auf Erden gedenken und von dem irdischen Erntesegen reichlich darbringen, daß der unvergängliche Same des Wortes Gottes weithin möge ausgestreut werden können, so lange die Zeit der Aussaat noch währt. Und dabei dürfen wir die frohe Zuversicht haben, daß wie Gott unsere irdische Saat gesegnet hat, er auch zu dem Säen und Pflanzen seiner Diener am Wort das Gedeihen von oben geben wird. Ob wir auch gleich hier nicht so viele und reiche Frucht zu schauen bekommen, wie wir wohl gerne möchten, es kommt die Zeit der großen Ernte, da der Herr seine Engel senden wird, um die verkärten Garben heimzuholen, wenn auf Erden Saat und Ernte wird vorbei sein. Dann werden wir mit allen Engeln und Auserwählten den ewig fröhlichen Danktag feiern in den seligen Hütten des Paradieses. Das walle Gott!

In böser Herberge.

Erzählung aus dem zwölften Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

V.

W e l s c h l a n d u n d D e u t s c h l a n d .

Wie Träumende standen die Deutschen in Rom und staunten die Monumente der Siebenhügelstadt an, alle Wunderbauten dieser Weltstadt, von wo aus einst der Erdkreis beherrscht worden war. In einem dieser verlassen Paläste, deren Besitzer auf der Flucht waren, hatte sich Hartmann von Siebeneichen mit mehreren

anderen Rittern und sämtlichen Dienstleuten einquartiert. Bisher hatte er Zelt und Wohnung des jungen Herzogs getheilt, jetzt aber der mit der Kaiserin nachgekommenen jungen Gemahlin desselben Platz gemacht. Schienen ja doch auch die Tage des Kampfes und der Gefahr vorüber, nachdem Siebeneichen noch in den letzten Tagen der Erstürmung Roms seinen jungen Fürsten mit dem eigenen Schilde vor den Steinwürfen geschützt hatte, die nach dem blonden Haupte des jungen Helden gezielt und geschleudert worden waren, und deren jeder, wenn er getroffen hätte, hätte tödtlich sein müssen.

Wie die Tage des Kampfes, so brachte Siebeneichen nun auch die der Festfreude in der Umgebung des Kaisers und der jungen Fürsten zu.

Die Dienstleute indessen blieben sich selbst überlassen und freuten sich in ihrer Art der Genüsse, die Rom ihnen bot.

In einem Marmorsaale, von dessen Wänden farbenreiche Gemälde und Marmorstatuen blickten, saßen und lagen auf prächtigen Polstern und Teppichen die Männer, die in der Heimath in engen, strohgedeckten Hütten gewohnt hatten. Auf dem kunstreich gearbeiteten Tische standen Weinkrüge von edlen Formen, gefüllt mit feurigem Weine, der dunkelroth in den schweren Krystallbechern schimmerte. Auf silberner Platte prangten die herrlichen Süßfrüchte, goldene Orangen, bläuliche Feigen, süße Mandelkerne und frühreife dunkelrothe und blaue italienische Trauben. Daneben lag weißes Weizenbrot sammt kleinen in Olivenöl gebackenen, mit Honig versüßten Kuchen. Durch die weiten, offenen Fenster aber sah man Rom mit seinen Palästen und Monumenten vor dem Blicke ausgebreitet; die schimmernde Fluth des Tiber floß vorüber an immergrünenden Gärten.

„Hoch lebe Rom!“ rief der Schmied von Siebeneichen aus, ein hochgewachsener, wohlgebildeter Dienstmann, und that einen starken Zug aus dem Becher; „es wollte mir anfangs nicht in den Sinn, daß ich meine Werkstatt verlassen sollte, um nach Welschland zu ziehen, wo ich doch nichts zu suchen hatte. Aber nun nähme ich vieles nicht, wenn ich nicht hier gewesen wäre, und einmal auch ein anderes Leben geschmeckt hätte, als wir's in unseren Lehnhütten führten! Wenn ich Kaiser wäre, so schlage ich Rom zu meinem Sitz auf und riefte die deutschen Ritter und Dienstleute hieher und theilte ihnen diese Paläste zu. Die Römer aber hieße ich sich packen und anderswo eine Heimath suchen. Es wäre in Deutschland noch lange gut genug für sie; da könnten sie arbeiten lernen, statt daß sie jetzt müßig umherlungern, wie wir's überall im Welschland gesehen haben!“

„Schweig doch, Schmied, das ist nicht dein Ernst!“ warf Hans, der Hirte, ein; „unsere Weiber und Kinder, — sollten wir die etwa verlassen?“

„Ei, die ließen wir hierherkommen; meine Gisla mit ihren blonden Böpfen würde solch einem Palast so gut anstehen, wie eine stolze schwarzzäugige Römerin, und mein Bube erst müßte Augen machen bei all den Bildern, die viel schöner sind, als sie bei uns die reichste Klosterkirche aufweisen kann, und die Trauben und Feigen müßten ihm auch besser schmecken, als Haselnüsse und Brombeeren!“

„Das meinst du so, Schmied, würdest aber bald genug das Heimweh bekommen!“ versetzte der Hirte kopfschüttelnd; „das Wort: „Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Guts“, wie wir's in den heiligen zehn Geboten gelernt haben, gilt ja wohl auch in einem fremden Land, und umsonst hat unser Herrgot

nicht die Alpen hingestellt als Mauer zwischen hier und dort. Drum was mich anlangt, so finde ich's zwar wohl schön hier, das leugne ich nicht, aber es war daheim doch auch schön, wenn der Frühling kam und die Weiden grün wurden und die Bäume knospeten und der rothe Klee blühte. Wenn ich da meine Rinderherde hinaustrieb, und vom Walde her der Kukuk rief, und die Finken, die Amseln und all die andern Vögel sangen, da war mir's immer so leicht und froh zu Muthe, daß ich auch mitsingen mußte."

"Aber im Winter, wenn der Schnee manns hoch fällt und der Himmel wie Blei so schwer hängt, und es kaum Tag wird in der rauchigen Hütte, die man Tage und Wochen lang nicht verlassen kann?" fragte der Schmied.

"Auch der Winter geht immer wieder vorbei, und dabei thut das Herdfeuer um so wohler, je mehr es draußen stürmt und tobt. Und dann hat mir auch der Hirsebrei gut geschmeckt, den meine Grette gefocht; zudem war mir ihr schwarzes Brot auch lieber als dies süße, weiße Gebäck hier, — besonders zu einem Schluck Bier, wenn man's haben kann!"

"Den Hirsebrei wollt' ich missen," meinte ein anderer; bin nie ein Liebhaber davon gewesen; aber was einem fehlt, das ist ein gutes Stück vom Rind oder eine Speckseite, die hier zu Lande so rar sind, wie in Bettelmanns Tasche das Gold. Von den Früchten da, wenn sie auch wohl schmecken, wird's einem öde und übel zu Muthe. — Ist dir's nicht gar schon übel, Schmied? so jämmerlich siehst du aus."

"Diese Feigen sind's; ich habe etliche schnell gegessen. Füll mir den Becher wieder! der Wein wird's gut machen," rief der Schmied, auf dessen mit einem Male entstelltes Gesicht jetzt alle die Augen richteten.

"Trau dem Weine nicht, Konrad!" warnte der Hirte, „so stark du bist, möchte er dir doch zu stark werden. Er braust ja wie Feuer durch die Adern."

Ohne darauf zu hören, hatte der Schmied hastig den Becher geleert; dunkelrothe Gluth überzog sein vorher blaßes Gesicht.

"Feuer?" wiederholte er mit seltsam zitternder Stimme, „der Wein ist Feuer, und die Luft ist Gluth, und jeder Athenzug brennt, — schaut da hinaus — Rom steht in Flammen!"

Bestürzt blickten seine Genossen durch das weite, helle Fenster, — ruhig lag da die herrliche Stadt im Sonnenglanze.

"Du irrst dich, Schmied, das ist der Sonnenschein, der so golden in den Lüften spielt," meinte Kurt.

"Goldener Himmelschein?" erklang mit hohler Stimme die Antwort des Schmieds, indem seine Züge sich mehr und mehr verzerrten, „nein, ich sage dir, es ist die Hölle, die gerade unter Rom ihren Platz hat!"

"Rufe den Ritter herbei!" rief Hans den Waffenknecht Kurt an; „eile, er ist auf dem Kapitol, wo der Kaiser mit den Fürsten ein Fest feiert. Und du, Konrad, sanimele deine Sinne, thue Gott deine Beichte, da wir keinen Priester bei der Hand haben!"

"Ja, — es ist aus mit mir —" stöhnte der Schmied, dessen gewaltiger Körper schon unter den Qualen des Todeskampfes sich krümmte, „o — ein Lusthauch aus unsern schattigen Wäldern, der würde mich kühlen — ich verbrenne — es ist Gift in meinem Marke, das verzehrt mich. — Grüße mein Weib und mein Kind — und das bring ihr, ich hab's ihr selbst bringen wollen —" er reichte mit diesen Worten dem Hirten ein werthvolles Korollenhalsband; „ich hab sie damit schmücken wollen, wie eine Römerin, —

es ist nicht geraubt, ich fand's auf dem Estrich, wo es die Flüchtlinge verloren haben müssen. — Und sie soll ein Kreuz aufstecken für mich — auf dem Kirchhof unter den andern Gräbern —"

So stammelnd verschied er. Eben trat der Ritter herzu. Ein Schauer durchrieselte ihn, als er die vom letzten Kampfe verzerrten Züge des starken Mannes erblickte, der noch vor wenigen Stunden in voller Kraft und Gesundheit gelebt hatte, der aus blutigem Kampfe kaum verletzt hervorgegangen war.

Siebeneichen faltete die Hände und sprach ein stilles Vater unser. Die umherstehenden Dienstmannen thaten dasselbe; eine feierliche Pause trat ein. Endlich nahm Hans das Wort: „Herr, er sprach von Gift. Sollten die Römer uns so aus dem Wege räumen wollen?"

"Nicht die Römer haben es verschuldet, auch sind nicht diese Speisen und Getränke vergiftet", versetzte der Ritter mit düsterem Ernste. „Den Giftthauch hat er mit der Luft eingesogen, die aus den pontinischen Sümpfen sengend herüberweht, da auf starken Regen schnell Gluthige gefolgt ist. Der Schmied ist nicht der erste, der ihr erlegen. Schon heute früh hörte ich murmeln, die Pest sei im Heere ausgebrochen."

Bei diesem Schreckenswort sah er die Diebstmannen erblaffen und zittern, — sie, die dem blutigsten Kampfe furchtlos ins Auge gesehen hatten. „Zittert nicht!" mahnte Siebeneichen. „Wir stehen und fallen in der Hand des allmächtigen, gnädigen Gottes. Haliet euch während der heißesten Stunden des Tages im Schatten des Palastes, seid mäßig im Genuße der Früchte, die ihr nicht gewöhnt seid, und mäßig beim Weine!"

"Ja Herr, wenn man nur Fleisch oder wenigstens eine gute Suppe bekommen könnte; leben muß man doch," äußerte einer der Knechte.

"So haltet euch an Brot und einen Becher Weines, das wird genügen, ohne zu schaden. Du, Hans, Sorge dafür, daß der Todte morgen christlich begraben werde!"

Dem Ritter war schwer und dumpf zu Muthe. War's die Nachricht vom Ausbruche der Pest, die noch kaum heimlich von Munde zu Munde lief, die dem starken Manne so zu Herzen ging? Hatte der Tod seines Dienstmannes ihn so erschüttern können? — oder war es Heimweh, das in ihm erwacht war, nachdem er am vorhergehenden Tage in einem Briefe Frau Wendelgard von den Herrlichkeiten Roms geschrieben und nach seinen Kindern allen sich erkundigt hatte? Endlich raffte er sich auf, wie aus einem betäubenden Schlummer. Er erinnerte sich, daß Friedrich von Rothenburg, sein junger Herzog, bei dem Festmahle auf dem Kapitol weile, daß er dem Kaiser gelobt habe, zu allen Zeiten über denselben zu wachen. Es durchzuckte ihn wie dunkles Ahnen, daß dem Herzog eine Gefahr drohe, — er mußte hingehen, um sie abzuwehren.

Wie dünkte ihm jetzt der Weg aufs Kapitol so weit, und wie schwer und matt waren seine Glieder, als trüge er die eiserne Rüstung, und nicht das leichte Festgewand!

VI.

Die Sieger auf dem Kapitol.

Es war indessen Abend geworden. Das blendende Sonnenlicht war erloschen; in den Straßen herrschte trauliches Zwielicht, auf dem Kapitol stimmerten schon die Lichter. Durch die nach den Terrassen des Gartens geöffneten Flügelthüren wehte die laue Nachtlust, erfüllt

von berauschemdem Blumendufte. Das melodische Plätschern eines Springquells begleiteten harmonische Saitenklänge, die aus einem anstoßenden, mit einem Purpurvorhang verhängten Gemache kamen. Und welche Heiterkeit strahlte aus allen Blicken! Der Kaiser war am Ziele seiner Siege, die noch übrige Unterwerfung Unteritaliens erschien nach dem über Rom erfolgten Siege so leicht. Dieses stolze Bewußtsein des Kaisers theilten alle seine geistlichen und weltlichen Fürsten, seine Grafen und Ritter. Nur dem Ritter von Siebeneichen war so bange zu Muthe in den glänzenden Hallen. „Es ist nichts; es muß vorüber gehen!" sprach er bei sich, trat zu einem Tische und führte einen Becher Weines zu den Lippen. Wie ein Gluthstrom ergoß es sich jetzt in seine Adern. — Hatte er nicht von Gift reden hören? Er mußte nicht mehr wo, konnte sich auch nicht entsinnen, weshalb er in den Saal gekommen war.

Er ging von dem Tische hinweg, sein Tritt schwankte. Er lehnte sich unter den Pfeiler der Thüre, die ins anstoßende Gemach führte. Den schwindelnden Blick von der Gesellschaft ablenkend, deren lebhaftes Auf- und Niedervogeln im Saale ihn aufregte, schaute er auf die ruhigen, kalten Marmorbilder, die das Nebengemach schmückten. Aber seinen Augen erschienen auch sie nicht mehr ruhig; er glaubte zu sehen, wie sie sich bewegten, wie ein höhnisches Lächeln ihre stummen Lippen verzerrte.

Da trat der junge Herzog von Rothenburg mit dem Welf Arm in Arm herzu; sie wollten sich in den kühleren Seitengemächern ergehen. Wie schön war der Anblick der beiden jungen Fürsten in der vollen Kraft ihrer Jugend, mit den von Freude strahlenden Augen, den höher gerötheten Wangen! Sie waren die Frohesten in der Gesellschaft der deutschen Sieger, denn sie hatten ihre ersten Heldenthaten vollbracht, der Kaiser selbst hatte sie seines Dankes werth gefunden, das Heer war voll ihres Ruhmes.

Da sie vorübergehen wollten, sagte Siebeneichen hastig Rothenburgs Arm. „Geht nicht hinein, mein Herzog, zurück! zurück! dort lauert der Tod!"

Betroffen wichen die Jünglinge um einen Schritt zurück. „Berrath? Meuchler?" fragte Welf ausfordernd.

„Berrath — — Zauberei!" flüsterte Siebeneichen. „Mein Herzog, den Steinwurf, der Euer Haupt zerschmettern sollte, hat mein Schild glücklich aufgefangen; aber den Speer, der dort auf Euch gezielt ist, kann ich nicht aufhalten — er ist gefeit!"

„Ihr sprecht irre, Siebeneichen, was ist Euch?" fragte Friedrich von Rothenburg bestürzt.

„Der Falerner Wein —" lächelte Welf; „unsern deutschen Rittern mundet der welsche Nebensaft."

„Trinkt nicht davon!" fuhr Siebeneichen fort, das Wort auffassend; „es ist Gift darin; haltet den Athem an, die Luft ist vergiftet! — Weh, es ist zu spät, — der Tod blickt Euch aus den Augen, — Ihr und Fürst Welf, ihr seid ihm beide verfallen!"

In unwillkürlichem Schauder blickten die beiden Jünglinge sich an. Es war Täuschung, — blühendes Leben blickte jedem aus dem Antlitze des andern entgegen.

„Was ist Euch Siebeneichen? — Das ist nicht das Aussehen eines Trunkenen!" rief Rothenburg aus, dem jetzt das entstellte Antlitze des Ritters mit den eingesunkenen Augen auffiel. Er hatte besorgt die Hand des Ritters gefaßt, doch dieser entzog ihm dieselbe. „Hinweg von mir!" rief er mit einem Schimmer des zurückkehrenden Bewußtseins aus; „meine Berührung

bringt Tod — in meinen Eingeweiden wüthet die Pest!“

Während dessen war es im Saale laut geworden. Der Erzbischof von Köln, Reinald, Reichsanzler und Feldherr, einer der ersten Staatsmänner seiner Zeit und Kaiser Rothbarts langjähriger Vertrauter, war plötzlich im Festsale von Konvulsionen befallen worden. Man trug ihn bewußtlos hinweg. „Die Pest ist ausgebrochen!“ tönte es im schreierfüllten Saale.

Der Kaiser schickte eilend die Franen hinweg, die nach seiner Bestimmung sogleich am andern Tage Rom verlassen und den Weg nach Deutschland antreten sollten. Nun sah er sich besorgt nach den jungen Fürsten um. Er traf sie, wie sie voll Entsetzen neben dem Ritter standen, den jetzt, nachdem er sich gewaltsam zu der letzten klaren Rede aufgerafft, das Bewußtsein völlig verlassen hatte. Sogleich wurde er nach seinem Quartiere getragen. Die festlichen Männe standen auf einmal von den Gästen verlassen. Die Saitenklänge waren verstummt, nur der Springquell plätscherte fort.

(Fortsetzung folgt.)

Rasset euch begnügen an dem, das da ist.

(Aus dem Schwedischen. *)

In unsern Tagen ist so viel Streit zwischen „Kapital und Arbeit“, zwischen Reich und Arm, daß wir uns genöthigt sehen, auch einmal etwas über diese Sache zu sagen, und zwar wollen wir uns dabei an Gottes Wort halten in diesem wie in allen Stücken, eingedenk, daß das heilige Gotteswort allein uns den rechten Weg führen kann, obschon er freilich schmal ist.

Wir beginnen damit, daß wir einige Worte an die oben als Ueberschrift stehende Ermahnung Ebr. 13, 5. anknüpfen. Wer auf das Wort achtet, gewinnt dadurch einen stillen Sinn, die Fragen, welche sich zur Zeit erheben, und in die wir auf eine oder die andere Weise auch hineingezogen werden, ruhig zu überlegen. So wollen wir denn diesmal stehen bleiben bei der Ermahnung, „Rasset euch begnügen.“ Ein Artikel in dem „Ill. Chr. W.“ der zu Gegenwärtigem Anregung gegeben hat, wird hie und da seine Worte leihen.

Der Apostel bezeugt einer Geneigtheit der menschlichen Natur, die Umstände, in welchen Andere leben, für besser zu halten als die eigenen. Der alte fromme John Newton sagt irgendwo: „Wenn Gott zwei Engel auf Erden schicken wollte, einen, daß er ein großes Reich regiere, den andern, daß er die Straße sege, so würden beide gleich zufrieden sein, ein jeder mit seiner Aufgabe.“ Es ist auch bekannt, daß Doctor Luther die Berufswerke als gleich hoch vor Gott betrachtet, mag einer auf der Kanzel Gottes Wort verkündigen oder den Fußboden segnen. Aber wir sind leider noch nicht wie die Engel Gottes und haben gar zu wenig von ihrem Sinn. Wir sehen auf die Schwierigkeiten unserer Stellung und meinen oft, unsere Mitmenschen hätten sich mit solchen nicht zu schleppen. Könnten wir aber mit ihren Augen sehen, so würden wir bald still und zufrieden sein und platterdings keine Neigung verspüren, mit ihnen zu tauschen.

Ein Americaner, dem daran gelegen war, eine passende Stelle für seinen Sohn zu finden, erkundigte sich bei einem angesehenen General nach den Vortheilen des Militärlebens, welches dem Sohn als ehrenvoll und leicht zugleich erschien. „Mein lieber Freund,“ ant-

wortete der General, was Sie auch thun mögen, lassen Sie nur Ihren Sohn nicht in die Armee treten. Das ist ein schweres Leben, darin man jahrelang auf Beförderung arbeiten und warten muß, da man von einem Ende des Landes zum andern geschickt wird, um sein Leben auf abgelegenen Außenposten oder unter den Indianern, von Freundschaft und Heimath getrennt, zuzubringen.“ Darauf wendete sich der Vater in derselben Angelegenheit an einen berühmten Flottenofficier. Dieser antwortete: „Lassen Sie nur um alles Ihren Sohn nicht in den Flottendienst treten, denn da heißt es auf der Woge wohnen, fern von Familie und Heimathland, als ein Sklave unter Regeln und Ordnungen irgend eines höheren Befehlshabers, der nicht mehr nach der Wohlfahrt des Einzelnen fragt, als das Stück Holz zu Ihren Füßen. Lassen Sie ihn nur ja nicht Scenanam werden.“

Ein anderes Beispiel macht die Sache vielleicht noch deutlicher. Vor einigen Jahren wohnten ein Farmer und ein angesehener Advocat in derselben Stadt. Der Advocat genoß das volle Vertrauen des Farmers und besorgte seine Angelegenheiten, wenn es irgend etwas vor dem Gesetz auszumachen gab. Beide waren vermögend, und jeder von beiden hatte einen einzigen Sohn. Eines Tages besuchte der Farmer seinen Freund, den Advocaten, auf dessen Arbeitszimmer, und nachdem andere Geschäfte erledigt waren, kam er mit folgendem heraus: „Es ist noch eine andre Sache, über welche ich mit Ihnen reden wollte. Ich habe ein schweres, arbeitvolles Leben gehabt. Ich habe unaufhörlich darauf aus sein müssen, meine Farm zu verbessern, damit es sich lohne, sie zu bebauen. Jetzt erst, nachdem ich ziemlich zu Jahren gekommen bin, habe ich es so weit gebracht, daß ich in einigermaßen guten Umständen bin und etwas sammeln konnte für spätere Tage und für meine Familie. Ich habe oft daran gedacht, wie leicht Ihr Leben dahingeflossen ist. Sie sitzen hier still auf ihrer Arbeitsstube und geben Ihren wohlbedachten Rath denen, die desselben bedürftig sind. Sie tragen ganz ruhig vor Gericht Ihre Sache vor und empfangen gute Bezahlung für Ihre Dienste, so daß Sie für Ihr übriges Leben ein reicher und unabhängiger Mann sein können. Darum wünsche ich, daß Sie meinen Sohn annehmen und einen Advocaten aus ihm machen.“

Der Advocat hörte alles geduldig an und brach dann in lautes Lachen aus, worauf er folgendes zur Antwort gab: „Mein guter Freund, ich habe lange geglaubt, Sie seien der glücklichste und unabhängigste Mensch in der ganzen Stadt, wenn nicht in diesem ganzen Theil des Staats. Sie besitzen eine vortreffliche, wohlgepflegte Farm, die ganz und gar bezahlt ist: sie schulden keinem Menschen einen einzigen Dollar. Ihre Zeit ist ganz und gar Ihr eigen. Sie haben alle Bequemlichkeiten und sind von Niemand abhängig. Just gestern abend habe ich zu meiner Frau gesagt, ich kenne niemand, dessen Stellung beneidenswerther wäre als die Ihre, während ich mich rein aufgerieben hätte mit Studiren und wie ein Sklave an meine Amtsstube gebunden sei, hiehin und dahin gerufen werde von Hause weg bei jedem Wetter, um mich vor Gericht einzufinden, und auf alle mögliche Weise mit den Leuten in Zank und Hader komme. Ich bin daher mit dem Gedanken umgegangen, bei der ersten passenden Gelegenheit zu Ihnen hinauszufahren und Sie zu besuchen in der Absicht, Sie zu bewegen, meinen Sohn anzunehmen und einen Advocat aus ihm zu machen.“

Diese beiden Freunde hatten jeder für sich die beschwerlichen Seiten des eigenen Lebens betrachtet, hin-

gegen nur auf die Lichtseiten der Stellung des Andern geachtet; und als sie nun einer nach dem Andern ihr Begehren vorbrachten, begannen beide, die Sache in einem neuen Licht zu betrachten und wurden von nun an besser zufrieden ein jeder mit seinem Loos.

Aber es giebt noch etwas Anderes, das einen Menschen noch mehr dahin bringen kann, daß er sich begnügen läßt mit dem, was er hat, und das ist, daß er seine Augen richtet auf das Ziel, das ihm vorgesteckt ist, das uns vorhält die himmlische Berufung in Christo Jesu. Im Vergleich mit dem Zukünftigen wird das Gegenwärtige so unbedeutend und gering, daß man es schier vergißt und gewiß nicht so darnach strebt, als beruhe hauptsächlich darauf unsere Wohlfahrt. Paulus war so gesinnt, daß er, was er vorher als Gewinn ansah, nunmehr schlechtweg für Schaden achtete gegenüber der Erkenntniß Christi. Die Gesinnung der Christen beschreibt er mit diesen Worten: „Wir sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare.“ Und daß diese vor der Welt wunderliche Gesinnung die rechte ist, beweist er auf folgende Weise: „Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“

Doch für den Christen ist es nicht nur der Gedanke an das Zukünftige, was ihn zufrieden macht und dahin bringt, daß er sich begnügen läßt; trägt er doch jetzt schon das Zukünftige, das Ewige in sich. Paulus redet von „Christo in euch, der da ist die Hoffnung der Herrlichkeit,“ und Ebr. 12. wird von den Gläubigen gesagt: „Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion, und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeine der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu dem Mittler des neuen Testaments Jesu, und zu dem Blut der Beprengung, das da besser redet denn Abels.“ Ist das nicht genug? Kann auch jemand reicher sein als so? Sollte man nicht billig sich damit begnügen lassen? Ginge es nicht sogar an, „sich begnügen zu lassen“ mit dem traurigen Platz des armen Lazarus an des reichen Mannes Thür, wo er wartete, vielleicht vergebens, auf die Brocken, die etwa von des Reichen Tische fielen, und keine anderen Pfleger und Wärter hatte als die Hunde, welche ihm die Schwären leckten? Ist es wohl billig, gegen den armen „Reichen Mann, der sich kleidete in Purpur und köstliche Leinwand und alle Tage herrlich und in Freuden lebte,“ Mißgunst und Haß zu hegen? Du sprichst vielleicht: „Es sieht aber doch so ungleich aus!“ Aber ziehe doch nur den Vorhang weg und sieh den gottlosen Reichen in der Hölle und in der Qual, ohne einen Tropfen Wasser, die Spitze seiner Zunge zu fühlen, hingegen Lazarus voll Freude und Wonne in Abrahams Schooß. Sollte solches nicht unsere Gedanken ändern können über die Verhältnisse dieses Lebens? Sollte das nicht uns einen genügsamen Sinn geben und uns schützen vor dem natürlichen Unkraut, der Mißgunst und dem mitfolgenden Haß?

Die Vergebung der Sünde zu besitzen, und damit überschwängliche Gnade bei Gott, sein Eigenthum zu sein zum Lob seiner herrlichen Gnade, dies alles zu haben nicht auf Grund irgend eines Verdienstes, großer Erfahrungen oder mächtiger Taten, sondern trotz aller Sünde dies alles in sicherem Besitz zu haben um Jesu willen, in welchem alle Verheißungen Gottes „ja und amen“ sind — das ist gewiß ein Schatz und eine Krone, die ein ganzes Vermögen wohl werth ist. Und dieser Reichtum inwendig und in Hoffnung, der alleine macht, daß ich mit andern Augen die Dinge dieser Welt betrachte, und Gott danke für das, was er mir gegeben

*) „Augustana och Missionären“ XXVII, 30.

hat, indem ich gewiß bin, daß er weiß, was ich von dem Einen oder dem Andern tragen kann. Ich weiß ja, daß „die Sorgen und Reichthümer dieser Welt das Wort ersticken, daß es nicht Frucht bringt,“ und daß hingegen „Trübsal Geduld wirkt; Geduld aber bringt Erfahrung; Erfahrung aber bringt Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.“ Kann ich da nicht zufrieden sein? Unglaube und Verleugnung bemühen sich, den festen Grund dieser Hoffnung im Wort und durch den Glauben im Herzen auszurotten; aber was lassen sie, wo ihnen solches gelingt, zurück? Nichts als Unzufriedenheit, Mißgunst, Bitterkeit und einen aufrührerischen Sinn gegen Gott und Menschen.

Bist du, lieber Leser, ein Christ, so sieh zu, daß du diesen zufriedenen, genügsamen Sinn, der allein schon Gewinn genug ist, erlangest und bewahrest, und mache auch zu dem Deinigen den Denkspruch, welchen diese Zeilen als Ueberschrift tragen: „Lasset euch begnügen an dem, das da ist.“ G.

Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Die Nagold ist ein Fluß am Fuße des württembergischen Schwarzwalds, ein schöner kleiner Fluß, dessen klare, dunkelblaue Wasser zwischen waldigen Bergen durch saftgrüne Wiesen ziehen; ein harmloses Flößchen, dem niemand ansieht, wie gefährlich und bedrohlich es zu Zeiten werden kann.

Dem im Frühling, wenn der Schnee auf den Bergen schmilzt und die Wasser von allen Seiten sich sammeln im Thal, oder im Sommer, wenn heftige Gewitterregen niederstürzen, dann schwillt die kleine Nagold manchmal zum gewaltigen Strom und reißt mit sich fort, was ihr im Wege liegt, verderblich für Häuser und Gärten.

Am Eingange eines kleinen wohlhabenden Dorfes im Nagoldthale steht eine stattliche Mühle, deren helle Fenster dem Reisenden noch lockender winken als der goldene Löwe des Gasthauses, das ihr gegenüber steht. Naßlos, wie unten das Klappern und Klopfen der Mühlgänge, gingen oben die fleißigen Hände und die flinken Füße der Frau und der Töchter des Müllers. Die Müllersleute hatten das Haus mit Schulden übernommen, aber in Vertrauen auf den Segen des Herrn, der ihnen auch nicht fehlte. Das Gebot der Schrift: bete und arbeite, hielten sie treulich in Acht. Jeden Morgen und jeden Abend hörte man aus der Mühle einen frommen Choralgesang, und der Hausvater betete mit den Seinigen den Morgensegens, mochte das Geschäft so groß sein, wie es wollte; den Mühlentunden, die da waren, um ihr Korn mahlen zu lassen, rief der Müller auch herein: „Kommt nur, schadet Euch nicht, wenn Ihr ein gutes Wort auf den Weg nehmt!“ und mancher war darunter, dem dies herzliche Gebet wie eine Mahnung aus der verlassenem Heimath in die Seele klang und ihn begleitete auf seinen Alltagswegen.

Einer aber war unter den Mühlentunden, der sich nie bewegen ließ, an der Hausandacht theilzunehmen, ein roher und frecher Gesell, der Holzmarke genannt, der in einer zerfallenen Hütte außerhalb des Dorfes wohnte. Wenn ihn der Müller einlud: „Marte, komm mit herauf, es kommt ja doch noch nicht an dein Korn,“ so rief er höhnlachend: „Ich halte mich an den Starken,“ und setzte sich im Löwen mit einem Glas Brantwein an das Fenster.

So kam's denn freilich, daß er bald ein viel häufigerer Gast im Wirthshaus als in der Mühle wurde. Seine wenigen schlecht bebauten Güter mußten eins um

das andere wegen Schulden verkauft werden; da gab es nichts mehr zu mahlen; einen Kreuzer aber, um ihn in Brantwein zu vertrinken, konnte er immer noch verdienen.

Martin war Holzhauer, und ein solcher findet in der waldigen Gegend immer guten Verdienst, aber er arbeitete nur, wenn er mußte. Sein liebstes Geschäft war die Wilddieberei, und was er so auf verbotenen Wegen endlich mit Mühe und Noth erjagt und heimlich verkauft hatte, das wurde in wenigen Stunden im Wirthshaus vertrunken. Sein armes Weib suchte mit Waschen und Tagelöhnern das Brod für sich und ihr einziges Kind zu verdienen; vom Vater hatten sie nichts als Mißhandlungen, rauhe Worte und Flüche. Denn an Flüchen war das Wörterbuch des Martin besonders reich; es war in der Gegend sprichwörtlich geworden: „Er flucht wie der Holzmarke.“ Unter andern rohen und lästerlichen Redensarten brauchte er besonders häufig als Beheuerung: „d' Fisch sollen mich fressen!“ Niemand wußte, woher er den Ausdruck hatte, der sonst nirgend und bei niemand gebräuchlich war.

Der regnerische Sommer 1824 schwellte auch die Flüsse im Schwarzwald sehr an.

Zu denen, für welche die Wasserfluthen Sorge und Schrecken brachten, gehörte auch der Müller im Nagoldthale. Die Nagold war furchtbar angeschwollen, und als an einem schwülen Tage nach einem heftigen Gewitter ein gewaltiger Wolkenbruch niederrauschte, da tobte das wilde Wasser über alle Schranken, überfluthete das ganze Thal und wälzte sich in mächtigen Wellen gerade auf die Mühle zu.

Nie zuvor und nie hernach bis auf den hentigen Tag hat das Wasser mehr eine solche Höhe erreicht. Der Müller hatte in der Mühle alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, die eine Ueberschwemmung nöthig macht. Aber die Familie hatte nicht daran gedacht, sich zu flüchten. Nun war es zu spät. Alle Räume der Mühle waren von den tosenden Wassern erfüllt, die Fluth plätscherte auf der Treppe, sie drang ins Zimmer, höher, und immer höher. Der Müller mit Weib und Kindern und Gesinde hatte sich bis auf den obersten Boden geflüchtet. „Die Welt geht unter, Meister,“ rief entsetzt eine der Mägde. „Die Welt geht nicht unter,“ sagte mit festem Tone der Müller; „der Herr hat sein Wort gegeben, daß er die Erde nicht mehr durch Wasser verderben will; ob aber wir unsern Tod in diesem Gewässer finden sollen, daß weiß Gott allein; machet Eure Seele bereit.“

An Rettung war nicht zu denken, obwohl das Wirthshaus, von dem die Strömung abließ, fast im Trocknen stand; die Fluth war viel zu hoch und gewaltig um die Mühle, als daß ein Schiff hätte durchkommen können, selbst wenn eins in der Nähe gewesen wäre.

Im Löwen waren alle Fenster voll Zuschauer, Leute, die sich theils vor dem Wasser hierher geflüchtet und die zum Theil die Neugierde getrieben, das große Gewässer zu sehen. Droben in der Mühle waren auf der Heubühne die großen Laden weit offen, und mit Mitleid und Entsetzen sahen sie die Bewohner dort mit angstbleichen Gesichtern zusammengedrängt. Ein tiefes Erbarren drang in die rohesten Herzen; nur der Holzmarke stellte sich mit rohem Lachen, das gefüllte Brantweinglas in der Hand, an das offene Fenster und rief denen drüben zu, indem er ihnen zutraut: „Müßt Euch nur an den Starken halten!“

Alle erbebten über diese Nothheit. Der Löwenwirth, sonst wohl ein leichtsinniger Mann, dachte mit heimlichem Grauen: „Ich wollte, ich hätte den gottlosen

Gast aus dem Hause; es ist nicht gut, zu solcher Stunde mit solchen Menschen unter einem Dache zu sein.“

Der Müller drüben aber rief: „Ja das wollen wir, wir halten uns an den Starken!“ und er fiel mit all den Seinigen auf die Kniee und betete mit lauter und gewaltiger Stimme, die das Rauschen des Wassers fast übertönte: „Herr, allmächtiger Gott, der du auf dem Meere gewandelt bist und hast Wind und See bedroht, daß es stille war, du kannst uns auch jetzt noch aus den Fluthen erretten, so es dein heiliger Wille ist; hast du aber beschloffen, daß wir darin unser Ende finden sollen, so führe uns durch Noth und Tod in dein ewiges Reich!“ Amen! tönte es leise nach von bleichen Lippen.

Mittlerweile hatte die Fluth einen ungeheuren Baumstamm herbeigewälzt, der wohl zu einem stattlichen Mastbaum bestimmt gewesen; durch die Gewalt des Wassers wurde er quer vor die Mühle gespannt und eine Masse von kleinerem Holz, Heu, Stroh, Geräthe, was alles der Strom mit sich führte, hängte sich darin und bildete so in wenigen Augenblicken einen Damm.

Dadurch wendete sich plötzlich der Lauf des Wassers; die ganze Gewalt des Stromes brauste auf das Wirthshaus zu, das Wasser drang zur vorderen Hausthür ein und mit dem Schreckensruf: „Rette sich wer kann!“ stürzte der Wirth, der sich einen Augenblick entfernt hatte ins Zimmer. Angstvoll drängten sich alle hinaus. An der Hinterseite des Hauses lehnte eine Leiter: wer konnte, rettete sich auf dieser; andere kletterten über das Dach und bald war niemand mehr im Löwen als der Martin, der halb betrunken, an keine Gefahr glauben wollte, und er machte sich daran, alle die noch halbgefüllten Gläser der Gäste auszutrinken, hob immer wieder das Brantweinglas in die Höhe und wiederholte mit lallender Zunge den gotteslästerlichen Ruf: „Nur an den Starken halten!“

Da trieben aufs neue die mächtigen Wasser eine Masse starker Baumstämme daher; mit aller Gewalt der immer wilder tobenden Fluth stießen sie an die Ecke des leichtgebauten Wirthshauses; mit furchtbarem Krachen brach ein Theil der Wände ein und der Strom drang in alle Räume.

In der Mühle drüben, von der sich die Wasser allmählich verließen, lagen Alle noch im tiefen Dankgebete auf den Knieen.

Noch vielfach verheerend war der Strom durchs Thal gezogen, und als er sich nach einigen Tagen verlaufen hatte, brauchte es lang, bis die armen Leute nur übersehen konnten, wie viel er ihnen geraubt und verwüßt. Doch war in dem ganzen Thal kein Menschenleben zu beklagen, so plötzlich und unerwartet auch die Fluth an manchen Orten hereingebrochen war. Nur der Holzmarke war und blieb verschwunden. Viele Leute wollten nicht an seinen Tod glauben nach dem Sprichwort: „Unkraut vergeht nicht!“ und er triebe sich irgendwie auf schlimmen Wegen herum. Der Müller nahm sein armes Weib als Tagelöhnerin ins Haus mitammt ihrem Bublein, das er hoffte auf bessere Wege zu leiten, als sein Vater gegangen.

Einige Wochen nach der Ueberschwemmung kam ein Fischer an eine ganz abgelegene Stelle der Nagold; es fiel ihm auf, wie sich an einer seichten Stelle des Wassers große Schaaren von Fischen sammelten, und er fuhr auf dem kleinen Rachen näher hin. Da sah er mit Grausen und Entsetzen den Leichnam eines Mannes, der beinahe ganz von den Fischen aufgezehrt und nicht mehr zu erkennen war.

Ihm schauderte vor dem Fund. Er ging weiter und erzählte im nächsten Wirthshause, was er gesehen. „Das ist der Holzmarte, den haben die Fische gefressen!“ rief einer der Bechgäste, der aus Martins Dorfe war. Die Kunde verbreitete sich; es kamen mehr Leute aus seinem Dorf, auch Martins Weib; als die zerstörte Leiche aus Ufer gezogen war, erkannte sie ihren Mann an den Stiefeln, die er noch aufhatte. Sie wollten ihn am Ufer einscharren, aber das arme Weib bat um Gotteswillen, ihm ein Plätzchen auf dem Kirchhof zu gönnen. Dort gruben sie ihn dann in einer Ecke ein.

Die Mühle ist fast unverfehrt geblieben, und so lange der Müller und sein Weib darin wohnte, hörte man nach wie vor die Stimme des Dankes und Lobes zu dem Herrn, der sich hier im Beschirmen wie im Bestrafen als ein lebendiger Gott bewiesen hat.

Manch verhärtetes Herz aber wurde durch den Tod des Martin erschüttert und gemahnt an den tiefen Ernst der gewaltigen Worte:

Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.
(Aust. Christenbote.)

Ignatius von Antiochien.

(Schluß.)

Mit freudigem Muth und mit Leidenslust trat Ignatius von Seleucia aus zu Schiffe seine Märtyrerreise an; nur auf einem weiten Umwege und unter vielen für den hochbetagten Greis kaum erträglichen Mühseligkeiten sollte er zum Ziele gelangen. Durch dieses Hinschleppen nach Rom auf weitem Umwege sollte wohl das Exempel, was man an Ignatius, dem geistlichen Vater der kleinasiatischen Gemeinden, statuirte, für die letzteren ein um so auffallenderes und abschreckenderes werden. Aber die Wirkung war die entgegengesetzte. Während er von zehn Soldaten zu Wasser und zu Lande, bei Tag und bei Nacht stets bewacht war, und von ihnen eine harte, gewaltthätige Behandlung erfuhr; wodurch ihm, freilich zur Stärkung seiner Geduld und Tapferkeit, das Kreuztragen noch schwerer gemacht wurde, strömten auf der ganzen Reise von allen Seiten die Christen zu ihm zusammen, um ihm mit reichlichen Spendungen für die leibliche Nothdurft und mit ihren Gebeten das Geleit zu geben, und von ihm durch seine persönliche Erscheinung und sein Beispiel Ermahnung und Stärkung und Tröstung zu empfangen. Von den antiochenischen Christen waren ihm auf dem kürzeren Wege nach Rom schon einige vorausgeeilt, um der dortigen Christengemeinde seine Ankunft zu melden und ihn zu empfangen. Zwei seiner Diakonen aus Antiochien theilten mit ihm die Leiden seiner Märtyrerreise; von ihnen rührt der Bericht her, den wir über dieselbe und über sein Ende haben.

Nach einer mühseligen Fahrt an der Küste Kleinasiens hinauf gelangte Ignatius zunächst nach Smyrna, wo er zu seiner großen Freude den Bischof Polycarp, mit dem er ja zusammen Schüler des Apostels Johannes gewesen war, sehen durfte, um in seiner Gemeinschaft geistliche Gaben mit ihm auszutauschen, und gegen ihn seiner Banden sich rühmend seine Unterstützung durch Fürbitte zu empfangen. Und darum bat er auch die ganze Gemeinde. Den Abgeordneten der Gemeinden von Ephesus, Magnesia und Tralles, die ihn hier begrüßt hatten, gab er Sendschreiben an diese Gemeinden mit, worin er dieselben auf's herzlichste zur Einigkeit in der Liebe untereinander und zur Standhaftigkeit wider die Irrlehren ermahnt, und zwar in einer Weise, die uns so recht den Schüler des heiligen Johannes erkennen läßt.

Insbefondere richtet er an die Ephesier die dringende Forderung unverbrüchlicher Einheit und Einigkeit in der Liebe, und empfiehlt ihnen eine feste Geschlossenheit untereinander den drohenden Gefahren der Verfolgung, noch mehr aber dem spaltenden und zerreißen den Einfluß der falschen Lehrer gegenüber.

In gleicher Weise ermahnt er mit väterlicher Liebe und Sorge die Magnesier und Trallier zur Einheit in der Liebe und zur Festigkeit im Glauben an Jesum Christum, den wahren Gottmenschen. Insbefondere warnt er die Ersteren vor denen, welche die Lauterkeit des Evangeliums durch den Sauerteig jüdischer Satzungen und gesellichen Wesens zu verderben drohen, und die Letzteren vor der Irrlehre, die Christi Menschheit, Geburt, Leben, Leiden und Sterben in Schein und Täuschung auslöst.

„Ich ermahne euch nun, schreibt er, doch nicht ich, sondern die Liebe Jesu Christi, nur christliche Nahrung zu genießen, und des fremden Gewächses euch zu enthalten, welches ist Irrlehre; denn mit ihrem Gift vermischen sie Jesum Christum, indem sie sich Glaubwürdigkeit erwerben, ähnlich denen, welche tödliches Gift mit Weinhonig reichen, und wer es nicht weiß, nimmst es begierig und trinkt in verderblicher Lust den Tod. Vor Solchen hütet euch. Flihet diese giftigen Gewächse, welche tödtende Früchte bringen, an welchen der auf der Stelle den Tod hat, der sie genießt. Denn sie sind nicht gepflanzt vom Vater. Wären sie es, so würden sie als Zweige des Kreuzes erscheinen; und ihre Früchte würden unvergänglich sein. Durch sein Kreuz beruft er euch in seinem Leiden, die ihr seine Glieder seid; es kann also das Haupt nicht sein ohne die Glieder, indem Gott die Einheit gebietet, und die ist Er. Ich grüße euch von Smyrna aus in Gemeinschaft mit denen von anderen Gemeinden Gottes, die bei mir sind und in Allem mir Erquickung gegeben an Leib und Geist. Meine Fesseln, die ich um Jesu Christi willen an mir herumtrage, indem ich flehe, Gottes theilhaftig zu werden, bitten euch: bleibet treu in eurer Eintracht und in den Gebet miteinander. Betet auch für mich, der ich im Erbarmen Gottes eurer Liebe bedarf, damit ich des Looses gewürdigt werde, welches ich nahe daran bin zu erlangen, damit ich nicht seiner unwürdig erfunden werde. Es grüßet euch die Liebe der Smyrner und Epheser. Seid in euren Gebeten eingedenk der Gemeinde in Syrien.“

Von besonderer Wichtigkeit für das Bild dieses Märtyrers ist noch der Brief, den er auch von Smyrna aus an die römische Gemeinde vorausschrieb und ihnen durch die ephesinischen Christen, die von Smyrna nach Rom ihm voraneilten, zukommen ließ. Die Veranlassung, dorthin zu schreiben, wohin er doch bald gelangen sollte, war eine ganz besondere. Er hatte Grund zu vermuthen, daß von Seiten der Christen zu Rom Alles würde aufgeboten werden, um die Vollziehung der ihm bestimmten grausamen Todesstrafe zu verhindern und sein Leben zu retten, sei es nun, daß die nach Rom ihm voraneilenden Christen in ihrer großen Liebe zu ihm eine derartige Absicht verriethen, oder sei es, daß er von den römischen Christen so etwas erfahren hatte. Er schreibt nun diesen Brief, um mit aller Entschiedenheit solch ein Beginnen abzuweisen. Hier erscheint uns das Bild seines Märtyrertums in den glühendsten Farben, hier offenbart sich uns am herrlichsten seine Liebesgluth und sein Todesmuth.

„Durch mein Gebet zu Gott, schreibt er, habe ich es erlangt, eure in Gott würdigen Angesichter zu schauen, wie ich denn auch noch mehr zu empfangen gebeten habe; denn gebunden in Christo Jesu hoffe ich euch zu begrü-

ßen, wenn anders es Gottes Wille ist; daß ich gewürdigt werde, zur Vollendung zu gelangen. . . . Mehr wollet mir nicht gewähren, als daß ich Gott geopfert werde, so lange der Altar noch bereit ist, damit ihr, in Liebe zu Einem Chor vereiniget, lobsinget dem Vater in Christo Jesu, daß er den Bischof von Syrien gewürdigt hat, vom Ausgang bis zum Niedergang gebracht zu werden. Schön ist es, unterzugehen von der Welt zu Gott, damit ich zu ihm aufgehe.“

„Erbittet mir nur Kraft von Außen und Innen, damit ich es nicht bloß sage, sondern auch will, damit ich nicht bloß Christ heiß, sondern auch als solcher wahrhaft erfunden werde. Willig sterbe ich für Gott, wenn ihr mich nur nicht daran hindert. Ich bitte euch, habt keine unzeitige Liebe zu mir. Lasset mich die Speise der wilden Thiere werden, durch die ich Gott erlangen darf. Gottes Korn bin ich und durch die Zähne der wilden Thiere will ich gemahlen werden, damit ich als reines Brot Christi erfunden werde.“

Wie fern er jedoch davon ist, seine eigene Ehre in schwärmerischem Blut- und Todesgelüst zu suchen, bezeugen die Worte, die er von Smyrna aus zu den Tralliern spricht, und in denen er neben dem Bekenntniß seiner den Märtyrertod begierig ersühnenden Liebe zu dem Herrn, wie wir es ihn so eben zu den Römern haben aussprechen hören, zugleich ein demüthiges Zeugniß ablegt, wie er in seinem Innern mancherlei schwere Anfechtungen auszustehn und gegen innere Versuchungen seines Herzens anzukämpfen habe.

„Ich habe mich nicht, schreibt er an die Trallier, einer so hohen Meinung von mir hingegeben, daß ich, der Verurtheilte, wie ein Apostel euch gebieten wolste. Manche Weisheit habe ich in Gott; aber ich mäßige mich selbst, damit ich im Rühmen nicht verderbe. Denn jetzt ist es nöthig, daß ich mich vielmehr fürchte, und nicht auf diejenigen merke, die mich aufblähen; denn die, welche mich preisen, geißeln mich; ich liebe wohl das Leiden, aber ich weiß nicht, ob ich desselben auch würdig bin. Mein Eifer ist vielen zwar nicht offenbar; aber desto mehr Kampf habe ich durch ihn in mir. Darum bedarf ich der Demuth, durch welche der Fürst dieser Welt vernichtet wird.“

Demüthige Selbsterkenntniß und kräftige Selbstüberwindung durch die Kraft der Demuth bezeugt uns Ignatius von sich in diesen Worten; und so wird uns das Bild seines Märtyrertums nicht durch die dunklen Schatten schwärmerischen Hochmuths getrübt, sondern wir erblicken es in dem Glanze einer reinen, zum Selbstopfer freudigen Liebe zu dem Herrn.

Von Smyrna ging es auf das Drängen seiner Wächter weiter nach Troas. Von hier schrieb er an die Gemeinden zu Philadelphia und Smyrna, und an den Polycarp. Nächste Veranlassung dazu war die freudige Nachricht, die er hier empfing, daß die Verfolgung seiner antiochenischen Gemeinde auf sein Gebet und Flehen ein Ende erlangt habe. Er fordert sie auf zur Theilnahme an dieser Freude, und bittet sie, Abgeordnete nach Antiochien zu senden, um der Gemeinde ihre Freude an den Tag zu legen.

Dem Polycarp ertheilt er den Auftrag, an seiner Statt, da ihm Zeit und Umstände es nicht mehr gestatteten, an andere Gemeinden Kleinasiens Sendschreiben zu richten und sie zu ermahnen, die Verbindung und Einheit mit seiner verlassenen Gemeinde zu Antiochien aufrecht zu erhalten. Der Brief an den Polycarp zeigt uns ihn in seiner treuen Hirtenliebe. Nachdem er diese an seinem Freunde zuerst gelobt, giebt er ihm Rathschläge, wie er ferner unter Leiden und Trübsalen sie bewahren soll. Dann wendet er sich an die Gemeinde

und ermahnt sie zu einheitlichem Leben in der Liebe und im Leiden. „Mühet euch mit einander und für einander; kämpfet, lauset, leidet, ruhet, machet mit einander, als Gottes Haushalter, Beisassen und Diener. Gefallet dem, dem ihr als Krieger dienet, von dem ihr auch euren Sold empfanget. Kein Ueberläufer möge unter euch gefunden werden. Die Taufe haltet fest als eure Waffe, den Glauben als euren Helm, die Liebe als euer Wurfgeschöß, die Geduld als eure Waffenrüstung. Habt Langmuth mit einander in Sanftmuth, wie Gott mit euch.“ Hierauf richtete er die Bitte an Polykarp, einen Abgeordneten nach Syrien zu schicken und auch andere Gemeinden zu solch einer brüderlichen Sendung zu vermögen. —

Unter solchen Erweisungen pastoraler Sorge und Liebe schied Ignatius von Kleinasien. Von Troas ging's mit immer größerer Eile hinüber nach Neapolis in Macedonien und nach Philippi, wo die Gemeinde ihn begrüßte, von dort durch Macedonien und Epirus, von Epidamnus oder Durazzo aus über das adriatische und tyrrhenische Meer unaufhaltsam dem Ziele zu. Die Thiertämpfe und Festspiele nahen in Rom dem Ende. Man mußte eilen, um nicht zu spät mit Ignatius einzutreffen. Seinen Wunsch, bei Puteoli, als er es aus der Ferne erblickte, an's Land zu steigen, um nun auf demselben Wege, wie der Apostel Paulus, nach Rom zu gelangen, vereitelte ein Sturmwind, der das Schiff vom Gestade in die See hineintrieb. Ein günstiger Wind ließ ihn dann nach einem Tage und einer Nacht in Porto anlangen.

Sofort eilten die Soldaten mit ihm Rom entgegen. Aber von fern und nah waren schon die Christen, die längst seine Ankunft erwartet hatten, herbeigeeilt. Unter vielen Schmerz- und Freudenthränen wurde er auf dem Wege nach Rom von ihnen begrüßt und begleitet. Sie weinten vor Freude, den hochgefeierten Theophrast zu schauen, und vor Schmerz, ihn zum ersten und letzten Mal zugleich zu sehen, da er dem sicheren Tode entgegenging. Da sank er mit allen Brüdern, die anwesend waren, auf die Kniee und flehte zu dem Sohne Gottes um Erbarmen für die Gemeinden, um baldiges Ende der Verfolgung, und um die Erhaltung der Liebe der Brüder untereinander.

Jetzt wurde er von den Brüdern hinweggerissen und sofort in das Amphitheater geführt und den Thieren vorgeworfen. Was er gewünscht hatte, ward ihm gewährt, — ein schneller Tod. Sein letztes Wort, das er sprach, als er das Brüllen der Löwen schon hörte, war jenes der römischen Christen in seinem Briefe an sie zugerufene: „Gottes Korn bin ich, durch die Zähne der wilden Thiere will ich gemahlen werden, damit ich als reines Brot Gottes erfunden werde.“

Zu besserem Verständniß.

In unserem „Gemeinde-Blatt“ vom 1. Juli d. J. und in unserem Synodalbericht, Seite 33 findet sich der folgende Satz: Ebenso lehrt die Schrift, daß Gott um Christi willen und nach dem Wohlgefallen seines Willens von Ewigkeit her gewisse Personen erwählt habe u. s. w. Weil nun in diesem Satze der Ausdruck gewisse Personen gebraucht und der Glaube nicht ausdrücklich erwähnt ist, so haben manche geglaubt, daß die Synode lehre, Gott habe willkürlich, blindlings und ohne daß der Glaube eingeschlossen wäre einen Theil der Menschen zur Seligkeit erwähnt, während er die andern nicht wolle. Dieses Verständniß können wir jedoch nicht gelten lassen, sondern wir verwerfen solches

ausdrücklich als falsch und gottlos. Wenn wir gesagt haben: Gott habe gewisse Personen erwählt, so verstehen wir das so. Erstlich: Gott hat nicht alle erwählt, sondern wenige, wie der Herr Christus spricht: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Ferner: Obgleich kein Mensch weiß, wer die Auserwählten sind, so sind sie doch Gott bekannt; denn der Herr sagt: Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und niemand kann sie mir aus meiner Hand reißen. Und der Apostel spricht: Der Herr kennet die Seinen.

Endlich sagen wir: Diese wenigen sind nur solche, aber auch alle diejenigen, welche an den Herrn Jesum bis ans Ende glauben, wie denn überall die Schrift erklärt: Gott hat uns erwählt, Gott hat euch erwählt, wo stets von den Gläubigen die Rede ist.

Wenn ferner unsere Synode laut des Synodalberichts den Satz von sich weist, daß die Erwählung geschehen sei in Ansehung des Glaubens, so sei hiezu noch folgendes bemerkt. Allerdings haben diesen Satz auch rechtgläubige Lehrväter unserer Kirche geführt, und wir sind weit davon entfernt, sie deshalb als falsche Lehrer anzusehen; denn wir sehen aus ihren Schriften, daß sie ängstlich darauf bedacht waren, in der Lehre von der Befehrung und der Gnadenwahl Gott allein die Ehre zuzuschreiben.

A. Ernst.

Missionsfest.

Die Gemeinden zu Manitowoc und Two Rivers, Wis., feierten am 8. Sonntag nach Trinitatis ein gemeinschaftliches Missionsfest in der Kirche erstgenannter Gemeinde, zu welchem auch einige Glieder der Gemeinde in Newton erschienen waren. Vormittags predigten die Pastoren J. G. Göhringer von Sheboygan und C. Jäger, am Nachmittage der unterzeichnete p. loci. Die Collecten ergaben den Betrag von \$89.05, welcher der inneren und äußeren Mission überwiesen wurde.

R. Pieper.

Büchertisch.

Das goldene A B C. Für unsere Jugend. Pilger-Buchhandlung, Reading, Pa. — Leinwandband mit Goldschnitt und Goldtitel; Preis: 25 Cts., im Dtd. 18 Cts., im Hdt. 16 Cts. —

„Ich bin das A und das D,“ spricht Christus der Herr Offenb. 1, 8, 21, 6, 22, 13. Was er damit meine, giebt er selber an, indem er hinzusetzt: „Der Erste und der Letzte,“ denn im griechischen Alphabet ist der erste Buchstabe A und der letzte ein D. Denselben Gedanken bringt nun in überaus lieblicher Weise das vorliegende Büchlein zum Ausdruck in deutscher Uebersetzung: „Jesus von A bis Z.“ Es umfaßt nämlich 23 Buchstabenbilder, deren jedes in immer neuer Umgebung die Gestalt des Heilandes vor das Auge des Beschauers führt. Jedem Bilde gegenüber liest man einen auf dasselbe bezüglichen Bibelspruch und einen entsprechenden Liedervers. Wir halten das Büchlein für die schönste der schönen Gaben, welche die Pilger-Buchhandlung für unsere Kinderwelt aus Licht gestellt hat, und wünschen dasselbe recht vielen unserer Schulkinder auf den Weihnachtstisch.

Germania Kalender für das Jahr 1883. Verlag von Geo. Brumder, Milwaukee, Wis.

Halbleinwandband mit Goldtitel. 248 Seiten. Preis 35 Cts.

Abendschule-Kalender für das christliche Haus auf das gemeine Jahr 1883. Herausgegeben von der Redaktion der Abendschule. St. Louis. Druck und Verlag von Louis Lange. Halbleinwandband mit Goldtitel. 232 Seiten. Preis 30 Cts.

Die oben genannten beiden Jahrbücher, deren Vorgänger ja in weiten Kreisen sich viele Freunde erworben haben, konnten wir leider unter dem Drange sonstiger ordentlicher und außerordentlicher Arbeiten, die keinen Aufschub erleiden durften, nicht genau prüfen, wie wir das sonst bei Druckfachen, die wir anzeigen, zu thun pflegen, können also auch nicht für jedes Wort, das darin steht, im Voraus eintreten. Doch haben wir so viel gesehen, daß jedes der beiden Bücher eine reiche Fülle theils ernsten, theils heiteren Lesstoffes mit vielen eingestreuten Bildern bietet. Der Germania Kalender ist etwas umfangreicher und kostet dafür einige Cents mehr als sein Colleague; beide Bücher bieten aber gewiß so viel Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt, daß die Kosten reichlich herauskommen.

G.

Todes-Anzeige.

Am Sonntag, den 10. September, hat es dem Herrn gefallen die Ehefrau Herrn Pastor Chr. Dovidat's zu Dshlosh, Wis. durch einen seligen Tod aus dieser Welt abzurufen. Frau Louise Dovidat wurde geboren am 24. August 1851 in Cato, Manitowoc Co., Wis., als eine Tochter von Jacob Grimm und seiner Ehefrau Margaretha. In ihrer mehr als 12jährigen Ehe mit P. Dovidat, in welcher Gott ihr zwei Söhne und zwei Töchter schenkte, war sie ihrem Gemahl eine treue, liebevolle Gefährtin. Vor ihrem Tode nahm sie der Herr in eine lange und schwere Leiden Schule, da sie 25 Wochen krank liegen mußte und in ihre Krankheit die Sichtung der Dshlosher Gemeinde fiel. Da streckte sie recht schuldig ihre Hände zum Herrn aus, daß er sie erlösen möge von allem Uebel; und der Herr hat sie erlöst, indem er sie an oben genannten Tage, Nachmittags 3 Uhr in einem Alter von 31 Jahren und 17 Tagen sanft einschlafen ließ zum ewigen Leben. Denn durch des Herrn Gnade wollte sie nicht bloß gerne aus diesem Jammerthal gehen, sondern sie mußte auch, daß sie der Herr von allen Sünden gereinigt hat durch sein Blut und aus lauter Gnade zu sich nimmt in den Himmel.

Am Mittwoch, den 13. September, fand ihr Leichenbegängniß unter sehr reger Bethheiligung der Gemeinde P. Dovidat's und namentlich des Frauenvereins, sowie der missourischen Gemeinde statt. Im Trauerhause sprach P. Kluge Worte des Trostes über das Wort des Herrn: „Dein Wille geschehe.“ Vom Trauerhause bewegte sich der Leichenzug nach der Kirche der missourischen Gemeinde, die dieselbe freundlich dazu geöffnet hatte, wo p. loci Nützel die Liturgie hielt und Unterzeichneter die Leichenrede über Eph. 2, 8—9. Am Grabe sprach noch P. Hölzel über die selige Hoffnung der Auferstehung des Fleisches.

Der Herr tröste die Zurückgebliebenen mit dem reichen Troste seines Wortes und erhalte den Gatten der Entschlafenen in frischem Muthe in seiner schweren aber gesegneten Arbeit im Weinberg des Herrn. Amen.

H. Vogel.

Synodales.

Da durch das Hinscheiden des Herrn Pastor G. Reim die Stelle des Visitors für den III. Distrikt der ev.-luth. Synode von Minnesota erledigt ist, so ernenne ich für das laufende Synodaljahr Pastor J. C. Albrecht in New Ulm zu diesem Amte.

A. Kuhn, d. J. Präses.

Einführung.

Nachdem Herr P. J. C. Albrecht einen ordentlichen Beruf von der St. Pauls-Gemeinde in New Ulm, Minn. erhalten und angenommen hatte, wurde er von mir im Auftrage des Herrn Präses am 11. Sonntag nach Trinitatis, den 20. August in seine Gemeinde eingeführt. — Der Herr setze ihn zum Segen für Viele.

H. Dagesförde.

Einführung.

Im Auftrage des ehrw. Präses Herrn P. A. Kuhn wurde derselbe am 11. Sonntag nach Trinitatis vom Unterzeichneten in der Salems-Gemeinde zu Greenwood eingeführt.

D. Hoyer.

Adresse: Rev. A. Kuhn,

Hanover, Wright Co., Minn.

Einführung.

Nachdem Herr P. Ch. Alpers von der ev.-luth. Gemeinde zu Winnebago Agency einen ordentlichen Beruf empfangen und angenommen hatte, wurde derselbe im Auftrage des Herrn Präses Kuhn am 15. Sonntag nach Trinitatis vom Unterzeichneten in sein neues Amt eingeführt. Möge der Herr seine Arbeit an den Gemeinden segnen.

A. u. g. Wolff.

Adresse: Rev. Ch. Alpers,

Winnebago Agency,

Blue Earth Co., Minn.

Bekanntmachung.

Laut Beschlusses versammelt sich eine Ehrw. Synodal-Conferenz, so Gott will, am ersten Mittwoch des Monats October in der Gemeinde des Herrn Pastor A. Wagner zu Chicago, Ill.

Zur Besprechung liegen folgende Gegenstände vor:

1. Thesen über die Gnadenwahl, wie solche von Herrn Dr. C. F. W. Walther verfaßt und von der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. auf ihrer letzten Versammlung zu Fort Wayne, Ind. sind angenommen worden.

2. Thesen über Kirchengemeinschaft.

3. Thesen über das Jus parochiale.

4. Thesen über innere Mission.

Die Delegaten wollen nicht versäumen, ihre Beglaubigungsschreiben mitzubringen, und die Comitateen, ihre Berichte einzureichen.

C. A. Frank, Secr.

Umstände, die hier näher darzulegen ich nicht für nöthig erachte, nöthigen gleichwohl mich, folgende Bitte, die mir hoffentlich nicht übel genommen wird, auszusprechen:

Alle Delegaten und die etwa sonst von Amtsmegen der Synodal-Conferenz beizuwohnen verpflichtet sein mögen, wollen sich gefälligst bei dem Unterzeichneten melden; Gäste hingegen mögen ihr Kommen meinen hiesigen lieben Amtsbrüdern, die damit ganz einverstanden sind, anzeigen. Es wird bestimmt erwartet, daß die erbetene Meldung bis spätestens Mitte September geschehen wird. Da der

Bahnhöfe hier so viele sind, so genüge für Delegaten der Fingerzeig: Man merke sich West 19. Straße oder nehme an Randolph-Strasse die South-Halsted-Strassen-Car und fahre südlich bis zur 19., wo gleich rechts Kirche und Pfarrhaus stehen.

A. Wagner, 58 West 19. Str.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVII: Die Herren Pastoren: Joh. Dehler, 6.30. Löpel, 2.10. R. Pieper, 30. Popp, 18. C. Sauer, 2.10. Thiele, 9. Vogel, 10. Körner, 30.65. Brockmann, 35.45. Dejung, 3.15. Goldammer, 8. Gausewitz, 12. Büh-ring, 14.

Die Herren: Mahnte, 1.05. Köhn, 13.65. [incl. 1 für Wat.] Albrecht [für Schnapper], 1.24. Nothbe, 1. Jahrg. XVII: Die Herren Pastoren: Dammann, 4.20. Reibel, 2.88. Conrad, 5. Rohrlack, 1.05.

Die Herren: Westertamp, 1.05. Kirchner, 1.05. A. Grebel, 1.05. A. Weber, 1.05.

Jahrg. XVI—XVIII: Herr Sander, 3.15.

Jahrg. XVII, XVIII: Herr P. J. J. Meyer, 2.10. P. Brenner, 2.10. Herr J. Wauer, 2.10.

Jahrg. XVI, XVII: Herr J. Curath, 14. P. Keller, 2.10.

Jahrg. XV—XVII: Herr P. Steup, 3.10.

Th. Jäfel.

Seit der letzten Quittung im „Gemeinde-Blatt“ sind bei Unterzeichnetem folgende Gelder für die Synodalcasse der ev.-luth. Synode von Minnesota eingegangen: Von den Gemeinden der Pastoren: M. Tirmenstein \$9.91, \$9.37, Berichte \$3.30; Chr. Vender, Gemeinde West Florence für Reiseprediger \$14.50; J. Wendi für Reiseprediger Gemeinde Inzer Grove \$3.56; W. Bohrer \$1. v. Cordes \$0.50; A. Kuhn innere Mission \$7.

Für die Wittwen-Casse: Von P. M. Tirmenstein selbst \$1.

Für den Kirchbau der Gemeinde in Lyons, Wis.: Von der Gemeinde des P. A. Dpiz Woodbury \$6.41.

Für die Neger-Mission: P. M. Tirmenstein's Gemeinde speciell für den Negerkirchkauf in New Orleans \$42.25.

Für die Taubstummen-Anstalt zu Norris: P. D. Hoyer's Gem. von W. Arndt \$1; P. M. H. Duehl's Gem. von C. Humpel \$1, von Frau Vades \$0.50; P. J. Wendi's Gem. Inzer Grove \$3.98; Gem. Tagan Town \$3.52.

Für die Waisenanstalt zu Addison: P. M. Tirmenstein's Gemeinde \$11.83.

A. Paar.

Schatzmeister der ev.-luth. Synode von Minn.

St. Paul, den 23. September 1882.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Durch P. Pröhl von dessen Gem. in Gibson \$5.50, der Gem. in Denmark \$3.55, in Michicott \$3.15, in Eaton \$1.60; P. Albrecht Pfingstcoll. der St. Johannes Gem. \$4.00, der Dreieinigkeits Gem. \$5.00; P. Hagedorn Theil der Missionsfestcoll. \$35.00; P. Tiefeld Theil der Missionsfestcoll. \$8.00; P. Hartwig von der Gem. in Zuneau \$4.40, der Gem. in Dal Grove \$1.60; Theil der Missionsfestcoll. in Watertown \$17.86; P. Jäfel vom Jungfrauenverein der Gnadengemeinde \$18.00; P. Hoyer, sen., Theil der Coll. am Missionsfeste \$20.00; P. Petri Theil der Coll. am Missionsfeste \$20.00; P. Hoffmann von W. S. \$3.00.

Collecte zur Anschaffung einer Orgel für die Anstalt in Watertown: Durch P. Jäfel, gesammelt auf der Hochzeit des Herrn Metz \$3.75, gesammelt auf der goldenen Hochzeit des Herrn Silbermeister \$9.10; von P. J. J. Meyer \$3.00, P. Vading \$3.00, P. Goldammer \$2.00, P. Dovidat \$0.50, P. Thiele \$1.00, P. Meyer \$3.00, P. Reibel \$1.00, P. Reinch \$2.00, P. Dejung \$0.25, P. Brenner \$2.00, Prof. E. Roy \$1.00, P. Griebing

\$0.50, P. Albrecht \$0.25, P. Hoyer, sen. \$1.00, P. Rader \$1.00, P. Probst \$1.00, P. Conrad \$2.00, P. Damann \$0.25, P. Günther \$0.50, N. \$0.15, P. Ungrodt \$0.50, P. Popp \$0.25, P. Siegler \$1.00, P. Adelsberg \$0.25, P. Brockmann \$2.00. J. H. Brockmann.

Für die Synodal-Casse: für Synodalberichte vom Jahre 1881: P. Albrecht \$1.00, Gausewitz \$1.00, Petri \$1.00, Ungrodt \$0.30. — Für Synodalberichte vom Jahre 1882: P. Brenner \$3.75, M. Denuinger \$2.25, Jäfel \$6.00, Reibel \$2.25, Siegler \$1.50, Albrecht \$0.75, Gausewitz \$1.50, Dovidat \$3.00, Strube \$1.20, Dejung \$0.45, Kilian \$1.00. Collecten der Gemeinden der Herren Pastoren: Vogel \$9.00, Popp \$5.40, Gem. in Wrightstown, Gausewitz \$3.75, Thiele \$4.00 Refime.

Wenn die geehrten Herren Amtsbrüder die Güte hätten bald eine Collecte und den Betrag für die Synodalcasse einzusenden, dann könnten die Ansprüche an die Synodalcasse befriedigt werden. Wer noch keine Synodalberichte hat, der versäume doch nicht, sogleich an Herrn Werner zu schreiben: „Senden Sie mir 25 oder 50 diesjährige Synodalberichte der Synode von Wisconsin.“ Man vergesse nicht meine Adresse:

J. Conrad.

P. O. Theresa, Wis.

Für den Seminar-Haushalt: Durch Herrn P. Siegler in Columbus 63 lb Butter von den Frauen: Brueter, Herzberg, J. Lange, Trost, Zink, Biermann, H. Wegner, Schwarz, Miller, Remus, Zastrow, Wittfaut, Siede, J. Langfeldt, Semuhenn, Kalthorst, Vrien, Mirom, Wöhler, Miß W. Self. von Herrn Karl Ulm 70 Cts. für Fracht. — Nachtrag. In der in der vorigen Nummer des Gemeindeblattes erschienenen Quittung des Seminar-Haushalts soll es mit einem Zusatze also heißen: Durch Frau Viret zur Unterstützung armer Studenten gesammelt auf der Hochzeit von Herrn J. Siering mit Fräulein Elizabeth Klein in Milwaukee \$21.00.

E. Rog.

Der Rest der eingesandten Quittungen erscheint in nächster Nummer.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalcassendruckerei zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

**Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus**

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus,

und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

by A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz

der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

F. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.

Händler in Bildern, Bilderrahmen sowie in allerlei Utensilien und Materialien für Maler und Zeichner.